

lischer Sicht schwieriger, auch Zwingli und Oekolampad etwas abzugewinnen oder stehen sie einfach im Schatten des Wittenbergers? Andererseits ist man beeindruckt, wie groß auf katholischer Seite seit und wohl auch dank Josef Lortz die Bereitschaft geworden ist, sich nicht nur mit der Reformation auseinanderzusetzen, sondern ihr gerecht zu werden und aus ihr zu lernen. Dagegen scheint die protestantische Historiographie gegenüber vergangenen (etwa der katholischen Reform) oder gegenwärtigen Entwicklungen in der katholischen Kirche über ein mehr oder weniger freundliches Registrieren nicht hinauszukommen; der katholischen Luther-Rezeption steht keine protestantische Tridentinum-, Loyola- oder Sales-Rezeption gegenüber. *Locher* formuliert wohl bewußt überspitzt: «Demütig muß der Protestant feststellen: wir feiern Jubiläen – in der römischen Kirche liest man die Bibel» (S. 113). Der Ökumenische Rat der Kirchen hat sich bekanntlich ganz anderen Dingen zugewandt; ökumenische Betrachtungen beschränken sich zu oft auf eine reine Lagebeurteilung. *Lukas Vischer* (Der Auftrag der reformierten Kirche in der ökumenischen Bewegung) versucht dieser Gefahr zu entgehen und sucht Wege der Annäherung. Er denkt an eine Aufwertung des Abendmahles und die Einführung des Bischofsamtes. Indessen habe die reformierte Kirche nach wie vor ihren besonderen Beitrag zu leisten: «den Willen zur radikalen Konzentration auf das Evangelium», «die Leidenschaft für die Schrift», «die Betonung der gemeinsamen Beratung», «die Offenheit für neue Fragestellungen» (S. 119f.). *Jan Milic Lochman* (Zum Vermächtnis der Basler Reformation; Das Reich Gottes und die Sachzwänge der Zeit) setzt sich mit dem Wirklichkeitsverständnis einer Kirche, die das Reich Gottes verkündet, auseinander: Ernstnehmen der Sachzwänge, ohne sich von ihnen zwingen zu lassen! – Der sauber gestaltete Band ist nicht nur ein Erinnerungsbuch, sondern widerspiegelt in seiner Vielfalt sowohl den Weg, den die Basler Kirche zurückgelegt hat wie auch jenen, der vor ihr liegt. *Helmut Meyer, Zürich*

*Bernd Moeller*, Geschichte des Christentums in Grundzügen, 2. Auflage, Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1979 (Uni-Taschenbücher 905), 414 S., geb., DM 25.80.

Es handelt sich um die zweite, stark veränderte Auflage dieses Buches, das beim ersten Erscheinen 1965 hier nicht angezeigt worden ist. Den Lehrenden und Lernenden wird weniger ein Stoffkompendium oder Nachschlagewerk, sondern vielmehr eine verständlich und flüssig geschriebene, klar gegliederte und doch die Zusammenhänge sichtbar machende Einführung vorgelegt. Eine «Erläuterung von Fach- und Fremdwörtern» (hier würde man neben dem «Interdikt» auch den Begriff «Bann» begrüßen), ein bis zu den neuesten Publikationen nachgeführtes Verzeichnis ausgewählter Literatur (ohne Quellenausgaben) sowie ein Personenregister erweisen sich als hilfreich. *Moeller* schreibt primär eine Christentums-, nicht eine Kirchengeschichte. Im Bereich der Spätantike und des Mittelalters gelingt es ihm jedoch durchaus, die Entwicklung der christlichen Lehre wie auch der kirchlichen Institutionen vor dem Hintergrund der allgemeinen Entwicklung sichtbar zu machen. Für die Zeit nach der Reformation beschränkt er sich dagegen weitgehend auf eine Geschichte der wichtigsten – katholischen und protestantischen – Denker. Das 19. und vor allem das 20. Jahrhundert werden sehr knapp behandelt; die Geschichte des außereuropäischen Christentums fehlt fast ganz.

Das Zeitalter der Reformation wird in fünf Kapiteln behandelt, von denen eines unter dem Titel «Die reformatorische Bewegung in der Schweiz und in Oberdeutsch-

land» der Theologie Zwinglis gewidmet ist. Zwinglis theologische Eigenart und sein Verhältnis zu Luther werden – in Anbetracht des knappen Raumes – erstaunlich subtil dargestellt; einzig die Formulierung, der Zürcher Reformator habe «eine Art <Theokratie> durchzusetzen» (S. 242) versucht, könnte vielleicht zu Mißverständnissen führen. Auf die Wirkungen des Zwinglianismus geht Moeller nicht weiter ein, doch wird immerhin anerkannt, daß Calvin den «oberdeutsch-schweizerischen Typus der Reformation» (S. 256) ausbaute.

Ein technisches Versehen des Verlages ist es wohl, daß das «Vorwort zur zweiten Auflage» zweimal, das erste Mal unter dem Titel «Aus dem Vorwort zur ersten Auflage» wiedergegeben wird, während das «Urvorwort» unter den Tisch fällt. Das vermag jedoch den sehr guten Eindruck, den man von diesem Buch erhält, keineswegs zu trüben. Es ist immer erfreulich, wenn ein verdienter Gelehrter über der engeren fachwissenschaftlichen Forschung das Bedürfnis eines weiteren Leserkreises nach Synthese und Übersicht nicht vergißt.

*Helmut Meyer, Zürich*

*Hans Christoph von Tavel, Niklaus Manuel – Zur Kunst eines Eidgenossen der Dürerzeit, Bern, K. J. Wyss Erben AG, 112 S., 27 Abb., 8 Farbtafeln, geb., Fr. 30.–.*

Der schmale Band will einem größeren Kreis Persönlichkeit und Kunst von Niklaus Manuel erschließen. Mit fünf klar umrissenen Kapiteln, die in knappem, transparentem Stil geschrieben sind, wird dieses Ziel angegangen und in bezug auf die sich stellenden Hauptfragen erreicht. Dabei werden kaum neue Probleme aufgeworfen, sondern für die bereits bekannten Lösungen angeboten, die durchaus überzeugen. Nach von Tavel ist Manuel der typische Vertreter des «jungen Eidgenossen», der sich in Gegensatz zum «alten Eidgenossen» (aus der Zeit der Burgunderkriege) den neuen Möglichkeiten des Lebensgenusses öffnet und zugleich der letzten Existenztatsache, dem Tod, offen ins Angesicht schaut. Werk und Sein sieht der Autor als kongruente Teile, um nicht zu sagen als Einheit. Niklaus Manuel wird also nicht als Suchender oder als Zweifler gesehen, sondern als schaffender, positiver Mensch, der jederzeit vollgültig das gemalt und gezeichnet hat, was er selbst zu sein und zu vertreten glaubte. Eros als die große Versuchung des «jungen Eidgenossen» führt ihn nicht zum Lebensgenuß als Selbstzweck, sondern letztlich zur Erkenntnis des Todes als Bestimmung alles Lebens. Am schönsten findet sich diese Denkweise in der Zeichnung einer sterbenden Frau ausgedrückt, die vom Dolchsignet des Malers eine tödliche Wunde empfängt – im bildlichen wie auch im wörtlichen Sinn des Wortes (Abb. 21).

Die schwer begreifliche Niederlegung seiner Kunst zu Gunsten eines staatlichen Amtes wird vom Autor nicht als Problem gesehen, sondern als notwendige Folge der Hinwendung Manuels zum neuen evangelischen Glauben. Nicht wie Dürer, der mit seiner idealen Kunst reformatorischem Gedankengut bezwingende Gestalt verleihen konnte und deshalb Künstler blieb, entsagte Manuel seinem Talent «und faßte den klaren Entschluß zur Absage an die Kunst. Diese Einsicht und die Konsequenz, mit der er seinen Entschluß in die Tat umsetzte, zeugen für seine klare Selbsteinschätzung und für sein evangelisches und politisches Engagement, das stärker geworden war als das künstlerische» (S. 94). Diese Haltung hätte man gern etwas ausführlicher begründet gesehen. Als Uomo universale, als typischer Renaissance-mensch, der sein Ich klar zu erkennen und auch zu leben verstand, waren Manuel offenbar mehrere Möglichkeiten der Selbstverwirklichung nebeneinander und gleichwertig gegeben: Künstler, Krieger («junger Eidgenosse»), Denker, Politiker.